Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 46 (1952)
Heft: 3-4

Artikel: Besinnung auf die Schweiz : Früchte des Zeitgeistes
Autor: Abegg, O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139631

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ken. Es ist zu hoffen, daß bei der Abklärung dieser Frage dem Natur- und Landschaftsschutz genügend Rechnung getragen wird. Denn was dann passieren würde, käme einer ganz gewaltigen Verschandelung der Rheingegend gleich. Wir dürfen mit unserm heutigen Verhalten den Dingen nicht eine solche Wendung geben, die dann unsere Nachkommen vor ein Fait accompli stellt.

Die ganze Vorgeschichte des Kraftwerkes Rheinau entstammt einer Zeit, in der die maximale Ausnützung unserer materiellen Güter Trumpf war. Heute hat eine solche Auffassung als überlebt zu gelten, wenn uns unsere Heimat mehr bedeuten soll als nur den Boden für unsere materielle Existenz. Daß unsere Behörden sehr stark dem alleinseligmachenden technischen Fortschritt verpflichtet sind, macht die Sache nicht besser. Daß sie dabei zu Mitteln der Rechtfertigung greifen, die den Staatsbürger mißtrauisch machen, hat zu einem Vertrauensschwund geführt. Dadurch ist die Angelegenheit des Kraftwerkbaus bei Rheinau von einer Auseinandersetzung zwischen Natur- und Heimatschutz einerseits und technischem Vorwärtsstreben anderseits zu einer solchen zwischen Volk und Behörden geworden.

Die Mehrzahl der Bewohner dieser einzigartigen Rheingegend wird für ihre engere Heimat mit der gleichen Vehemenz und Verbitterung kämpfen, wie wenn es ums Vaterland ginge. Der Kampf um die Heimat ist eine Angelegenheit des Herzens, und dieses läßt sich nicht ritzen wie die Verfassung, sonst verblutet es, und dann steht auch der Verstand still!

H. Hübscher

Früchte des Zeitgeistes

Dem denkenden Beobachter der Ereignisse unseres öffentlichen Lebens fällt der innere Zusammenhang auf, der sie alle miteinander verbindet.

Schon seit Jahren hören wir immer wieder von Schwindelaffären und Betrügereien großen Stils, Unterschlagungen, Weinpantschereien und Steuerskandalen. Die Öffentlichkeit weist auf eine große Zunahme der Kriminalität hin, an welcher die Jugendkriminalität einen sehr großen Anteil habe. Den Verhandlungen im Gerichtssaal entnehmen wir oft drastische Schilderungen vom Zerfall der Familie, von der zunehmenden Auflösung der Urzelle menschlicher Gemeinschaft. Daneben steht die Gier nach leichtem und schnellem Gelderwerb, der reißende Zug zum Lebensgenuß.

Die Menschen, denen das Wohl des Landes am Herzen liegt, stellen besorgt das Schwinden rechtschaffener Lebensauffassung fest. Um sich einen Vorteil zu verschaffen, ist man heute schnell bereit, alle Hemmungen beiseite zu schieben. Alle diese Erscheinungen aber haben eine

Ursache. Sie liegt in der materialistischen Weltanschauung. Unser Volk ist dieser in einem Maße ergeben, daß sie sich nicht nur in Formen äußert, über die der Richter sein Urteil zu fällen hat, sondern sie zeigt sich bereits deutlich bei der Ordnung der Staatsgeschäfte und bei der Ausführung von Werken öffentlichen Interesses.

Wir denken hier zunächst an das im Vordergrund Stehende: die Rüstungsdebatte im Parlament und die Rheinau-Frage.

Mit Mühe und Not erreicht man in der zur Debatte stehenden Vorlage knapp die Finanzierung von 20 Prozent der Rüstung. Niemand will zahlen; einer versteckt sich hinter dem andern. Sonst heißt es: Wer befiehlt, der zahlt. Aber diejenigen, die befohlen haben, halten die Hände auf ihre Beutel. Doch die gewaltigen Rüstungskredite sind ja längst bewilligt, also muß zu deren Deckung Geld her. In einem gewöhnlichen Schweizer Haushalt schafft man etwas erst an, wenn man das Geld hat, um es zu bezahlen. Mit viel Gefeilsche ist man in Bern bereit, das auf den Tisch zu legen, womit notdürftig das Laufende bestritten werden kann. An eine Tilgung der Bundesschuld von 8 Milliarden zu gehen, ist nicht zu denken. Und das in einer Zeit der Hochkonjunktur!

Der sozialdemokratische Vorschlag eines Friedensopfers, der etwa 450 Millionen Franken von denjenigen Kreisen einbringen würde, die in den letzten zehn Jahren leicht und viel verdient haben, wird als ein Angriff auf das Privateigentum betrachtet. Anläßlich der Volksabstimmung über diese Frage werden wir vernehmen, wie die reichen Schweizer dazu Stellung nehmen. Vorläufig ist der Bund buchstäblich gezwungen, von der Hand in den Mund zu leben.

Das ist natürlich nicht die Finanzpolitik eines klugen Hausvaters. Wenn eine Linksregierung in Bern so haushalten würde, würde man ihr Bankrottpolitik vorwerfen und den Landsturm aufbieten. Alle Tage sagt man dem Volk, daß wir für alle Eventualitäten bereit sein müßten. So zeige man auch im eidgenössischen Haushalt, daß es einem damit Ernst ist. Tut man es nicht, so bekommt man sehr berechtigte Zweifel an der Wahrheit der vorgegebenen Argumente. Glaubt man an einen Ernstfall, wenn man seine Sachen nur so oberflächlich ordnet, wie es bei uns geschieht? Nein, man glaubt nicht daran! Im Bestehenlassen des eidgenössischen Schuldenberges hat unser Bürgertum ein Instrument, das man nach Belieben als politisches Druckmittel gegen das Volk auszuspielen bereit ist. Wir werden das zu spüren bekommen. Machen wir uns darauf gefaßt.

Das Ach und Weh unserer Oberschicht über den unerhörten Steuerdruck, dem sie – seitens ihres eigenen Staates – ausgesetzt sei, illustriert deutlich die Hohlheit unseres Patriotismus, den man das Jahr über in tausend Festreden zur Schau stellt. Tatsache ist, daß der Staat selbst zum Ausbeutungsobjekt herabgesunken ist. Die ganz schlauen Patrioten ziehen jetzt ins Liechtensteinische, bauen sich dort eine Villa, machen dem

«Steuervogt» eine lange Nase und reiben sich die Hände. Die Gewinne ihrer Betriebe in der Schweiz verstehen sie sich schon zu sichern. Würde es sich nicht um Stützen unserer Gesellschaft handeln, bekämen wir Name und Geschlecht samt Porträt in der Zeitung zu sehen. So aber deckt sie der Mantel mitbürgerlicher Nachsicht.

Der Liberalismus ist alt geworden. Die Reichen, die den Staat beherrschen, wollen keine Opfer mehr bringen. Mehrung und Sicherung des Besitzes ist ihr Streben. So erschöpft sich die liberale Staatsidee immer mehr im bloßen Schutz des Privateigentums.

Die Rheinau-Frage bewegt die Gemüter der Nordostschweiz. Mit Recht. Die Gegend um den Rheinfall gehört zu den Naturschönheiten von europäischem Ruf. Wir sind es gewohnt, daß die finanzielle Großmacht unserer Werkgewaltigen, will sie ein Werk bauen, sich nicht sonderlich um Naturschönheiten kümmert. Aber daß gerade die Rheinaugegend für ein Werk geopfert werden soll, bedeutet eine starke Zumutung. Das Bauvorhaben ist von der großen Mehrheit des anwohnenden Volkes auch so aufgefaßt worden. Darum der spontan erwachte, kräftige Widerstand. Die parlamentarische Vertretung der Sache durch die Werkgegner lag leider nicht in bester Hand. Auf den bundesrätlichen Tenor wurde sie etwas kleinlaut, so daß man sich fragen muß, ob man den Volkszorn bloß zu parteipolitischen Geschäften ausnützen wollte. So erhebend die Behandlung des Werkbaues im Schaffhauser Kantonsrat war, so niederschmetternd traurig war sie im zürcherischen Parlament, wo die Sozialdemokraten mit starker Mehrheit dem Werkbau zustimmten. Dem Souverän wurde die Volksabstimmung hochobrigkeitlich verweigert. Diese Art Revolutionäre scheint konservativ zu werden. Man wußte, daß ein Teil der Partei Werkpolitik trieb. Aber in einem solchen Maße hätte man es für das Rheinauwerk nicht erwartet. Diese Werkpolitik der öffentlichen Hand wird nicht populär werden, auch wenn sie Sozialdemokraten durchstieren. Diese werden sich über den Vertrauensschwund, den ihre Handlungsweise auslöst, nicht beklagen dürfen. Wer hätte je gedacht, eine sozialdemokratische Partei könnte so volksfremd werden, wie die sozialdemokratischen Herren Kantonsräte dies in Zürich unter Beweis gestellt haben. Auf den schrillen Pfiff von Bern sind sie nahezu stramm gestanden.

Die St. Galler, die unentwegt der Rheinschiffahrt Basel–Bodensee rufen, brachten dem Bundesrat Schützenhilfe und veranstalteten ein Gegendemonstratiönchen. Ein bißchen Naturschönheit könne man ihrem Begehren schon opfern. Erst die Rheinschiffahrt bringe ihnen den «Anschluß» an die Schweiz und schaffe ihnen die Möglichkeit industrieller Entwicklung. Die Kostenfrage scheint keine Rolle zu spielen. Es ist den St. Gallern auch nicht von Bedeutung, zu fragen, ob die Oberrheinschiffahrt wirklich im nationalen Interesse der Schweiz liegt. Auf alle Fälle würde sie die Bundesbahnen aufs schwerste schädigen, so daß diese dann sicher keine verbilligten Billette für die «Olma» auszugeben vermöchte.

Aber die St. Galler wollen ihren Teil vom Kuchen, um so mehr, als Rheinau ja nicht auf ihrem Boden liegt.

Das Volk fühlt instinktiv die Gefahr, die in dieser Sache zum Ausdruck kommt. Der kleine Mann weiß etwas vom gewaltigen Einfluß, den die verschiedenen Werkgruppen in unserem Lande ausüben. Ältere Leute werden an die unheilvolle Eisenbahnpolitik erinnert, wo eine Landesregion gegen die andere arbeitete. Heute noch tragen wir am Schaden, der damals entstanden ist. So hat man im Volk das Gefühl, es werde einfach verfügt, und hinter dem Wandschirm des allgemeinen Interesses vergreife man sich, von oben durch den Paragraphen geschützt, ohne große Gewissensbisse an den kostbarsten Schönheiten der Heimat. Jedes sogenannte Recht aber, das bis zum äußersten zum Vorteil einer machtbesitzenden Gruppe ausgenützt wird, läuft Gefahr, für die Allgemeinheit zu einem Unrecht zu werden. Darum hat der Widerstand aus dem Volke immer wieder die gröbsten Verstöße gegen unantastbare Rechte verhindert. Wir erinnern an das Rheinwald und das Urserental.

Wir haben keine Scheu mehr vor der Schöpfung. Das ist nicht verwunderlich bei einem Geschlecht, das, ohne Notiz zu nehmen, die Vivisektion duldet. Bei den letztjährigen Naturkatastrophen hat man festgestellt, daß rücksichtslose Waldnutzung die Schadenwirkung der Lawinen vergrößert hat. Die zunehmende Verschmutzung unserer Seen und Flüsse bestraft uns mit einem starken Rückgang des Fischreichtums, der nur die Folge des langsamen Absterbens allen Lebens in diesen Gewässern ist. Wer sich aus Egoismus an der Schöpfung versündigt, schadet sich selbst.

Wenn man unter uns über irgendeine Sache spricht, so ertönen gleich die Fragen: Was schaut dabei heraus? Rentiert's? Es überwiegt der rein rechnerische Standpunkt. Wir glauben nur noch an das, was wir sehen, zählen und messen können. Läßt sich eine Sache in ihrer Schlußberechnung nicht in einer runden Summe Schweizer Franken ausdrücken, wird sie nicht interessant gefunden. So erschöpft sich unsere Politik nicht von ungefähr in bloßen Macht- und Interessenkämpfen. Reichtum bedeutet heute Macht und Sicherheit. Darum bestaunen wir den Erfolg. Geldbesitz macht unabhängig, verdrängt dafür immer mehr das Bedürfnis wirklicher Freiheit. Es verdrängt aber auch den Zusammenhang mit Gott, läßt jene Bedingungen vergessen, die uns seinen Segen verheißen. Darum liegt auf uns eine Atmosphäre der Unfroheit, des Sorgengeistes und oft genug der Rücksichtslosigkeit gegen den Mitmenschen. Der Straßenverkehr forderte im vergangenen Jahre nahezu 800 Todesopfer. Daß wir dem Nächsten verbunden sein sollen, erscheint uns als eine lästige Hemmung persönlicher Wirksamkeit.

Vielen war die Abschaffung der Todesstrafe im schweizerischen Strafrecht stets ein Dorn im Auge. Mehrere unabgeklärte Mordtaten

boten den willkommenen Anlaß zu einem Vorstoß zu ihrer Wiedereinführung. Bei uns hätte diese Maßnahme einen Sieg der Reaktion zu bedeuten. Es wäre die Methode «des kurzen Prozesses», die man wieder zur Hand haben möchte. Wozu Verbrecher lange füttern? Weg mit ihnen, und das Problem ist gelöst! Daß wir als Menschen und Christen die Pflicht haben, auch den sittlich noch so tief Gefallenen zu bessern, fällt hier nicht in Betracht. Auch diese Frage möchte einfach vom Standpunkt des Stärkeren aus geregelt werden. Der brutale Machtstandpunkt würde dem Staate ja noch erhebliche Kosten sparen! Es äußert sich in dieser Haltung der Unglaube an die Anwendbarkeit der Botschaft Christi auf die Realitäten des Lebens. Das Sinken des sittlichen Niveaus, wie die Absicht, den Scharfrichter wieder zum Erzieher des Volkes zu machen, entspringen den gleichen Grundursachen. Der sittlichen Not werden wir auf diese bequeme Weise nicht Meister.

Unsere Not müssen wir schon einsehen, dazu drängt die Stunde. Zeiten des Materialismus hat unser Volk mehrfach durchgemacht. Sie wuchsen sich immer zu eigentlichen Lebenskrisen aus. Denken wir an die Zeit nach den Burgunderkriegen, an den Bauernkrieg, wo das eigentliche Volk der damaligen Schweiz, die Bauern, politisch und sozial entmündigt wurden, was zum Zusammenbruch des Vertrauens in die Rechtmäßigkeit der herrschenden Obrigkeit führte. Jener Vertrauensverlust hielt bis zum Untergang der Alten Eidgenossenschaft an und half dieser den Todesstoß zu versetzen, wobei die erraffte Wohlhabenheit ihrer oligarchischen Herrscher ihr Ende nahm. Im Materialismus erstarrt alles geistige Leben, woraus eine tödliche Bedrohung der Lebenskraft des Volkes entsteht. Der Materialismus ist ein Todfeind der Republik. Er bedroht die Demokratie, die Volksrechte, die Menschenrechte. Das ist die warnende Lehre der Geschichte. Wir stehen vor schweren geschichtlichen Entscheidungen. Ob wir an Stelle der zunehmenden Reaktion eine Regeneration, den besten Traditionen des Landes entsprechend, zu schaffen vermögen, hängt davon ab, ob wir bereit sind, in den Dienst der Botschaft Christi zu treten. Nur wenn wir es vorbehaltlos und vor allem andern tun, erhalten wir das Licht, das uns in der Nacht der Zukunft zu führen vermag. In ihr werden wir die geistigen Kräfte finden, die wir in den bevorstehenden Kämpfen um unsere Selbstbehauptung dringend nötig haben. Denn, sollten wir im internationalen Leben nur noch materielle Argumente vorbringen können, würden wir keine Zukunft mehr haben. Dann erlägen wir den Großmächten, die ausschließlich mit materiellem Denken an die Organisation der Welt gehen.

Die Aufrechterhaltung und Förderung unserer politischen Rechte und Freiheiten setzt einen Glauben voraus. Dieser Glaube aber muß genährt werden aus jenem Fundament, aus dem alles Recht hervorgeht.

«Da, wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit.» Also geben wir demjenigen die Ehre, den wir nach unserer Verfassung den Allerhöchsten nennen; denn denkt daran: Auch Völker leben nicht vom Brot allein!

O. Abegg

Das Stirb und Werde der Schweiz

Gottfried Keller, der wie kein anderer Sinn, Inhalt und Lebensgefühl der bürgerlich-demokratischen Schweiz preisend dargestellt und die gültigsten Worte über jenen eidgenössischen Staat geprägt hat, der aus fast zwei Generationen lang währenden Wirrnissen und Kämpfen 1848 begründet wurde, legt im «Fähnlein der sieben Aufrechten» dem Zimmermeister Frymann Worte in den Mund, die der Durchschnittsleser meistens überhört, obwohl es sich geradezu um eine der entscheidendsten Stellen im Kellerschen Werk handelt. Dieser Frymann, als Typus genommen, entspricht soziologisch den Großvätern der heute führenden Industriellenfamilien, der Bankkapitäne und der wirtschaftlich saturierten Großunternehmer, die zusammen heute in der Schweiz über eine gewichtige, ja in gewissen Bezirken ausschließlich oligarchische Macht verfügen. Undenkbar wäre es, daß heute ein repräsentativer Mann dieser Kreise das aussprechen würde, was sein soziologischer Ahnherr Frymann im politischen Freundeskreis äußerte, als die Sieben Aufrechten über ihre Tagfahrt nach Aarau zum Eidgenössischen Schützenfest von 1849 schlüssig werden sollten:

«Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe; denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde. Oder sind nicht viel größere Nationen untergegangen, als wir sind? Oder wollt ihr einst ein Dasein dahinschleppen wie der Ewige Jude, der nicht sterben kann, dienstbar allen neu aufgeschlossenen Völkern, er, der die Ägypter, die Griechen und die Römer begraben hat? Nein! ein Volk, welches weiß, daß es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage um so lebendiger, lebt um so länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtnis; denn es wird sich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, ans Licht und zur Geltung gebracht hat gleich einem rastlosen Manne, der sein Haus bestellt, ehe denn er dahinscheidet. Dies ist nach meiner Meinung die Hauptsache. Ist die Aufgabe eines Volkes gelöst, so kommt es auf einige Tage längerer oder kürzerer Dauer nicht mehr an, neue Erscheinungen harren schon an der Pforte ihrer Zeit. So muß ich denn gestehen, daß ich alljährlich einmal in schlafloser Nacht oder auf stillen Wegen solchen Gedanken anheimfalle und mir vorzustellen suche, welches Völkerbild einst nach uns in diesen Bergen walten möge. Und jedesmal gehe ich mit um so größerer Hast an meine Arbeit,